



Sally East
Toni Maguire

Du hast Daddy doch lieb?

Von der Mutter im Stich gelassen –
vom Vater missbraucht

Weltbild

Du hast Daddy doch lieb?

Sally East verlor als Sechsjährige ihre depressive und alkohol-
kranke Mutter. Vom Vater wurde sie jahrelang missbraucht und
von der Stiefmutter drangsaliert. Sally wurde später Altenpflegerin.
Sie konnte keine Liebe für einen Mann empfinden, bis sie nach
einem Zusammenbruch in einer Klinik behandelt wurde und
dort einen anderen Patienten kennen und lieben lernte.

Toni Maguire lebt in Norfolk. Ihre Autobiographie *Kein Wort
zu Mami* wurde zum Bestseller. Inzwischen hilft sie anderen
Menschen, ihre Lebensgeschichte in Worte zu fassen.

Sally East
Toni Maguire

Du hast Daddy doch lieb

Von der Mutter im Stich gelassen –
vom Vater missbraucht

Aus dem Englischen
von Silvia Kinkel

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
Don't you love your Daddy? bei Penguin Books Ltd., London.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Sally East and Toni Maguire
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2013 by
Weltbild GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg
Übersetzung: Silvia Kinkel
Lektorat: Lüra – Klemt & Mues GbR, Wuppertal
Satz: Anna Maria Klages, Wuppertal
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© RUSOTURISTO)
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-8289-3300-2

2017 2016

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Ich bin nie am Grab meines Vaters gewesen. Natürlich weiß ich, wo es ist, denn nach seinem Tod erhielt ich einen Anruf und wurde zur Beerdigung eingeladen. Aber ich beschloss, diese Einladung zu ignorieren. Ich hatte kein Bedürfnis, Abschied zu nehmen, denn das hatte ich bereits vor langer Zeit getan.

In den Jahren seit seinem Tod habe ich versucht, sämtliche Erinnerungen aus meinem Gedächtnis zu löschen. Aber noch werde ich von den Gedanken an ihn heimgesucht, ebenso wie von dem Bild des zarten blonden Mädchens mit den grünen Augen, das ich einst gewesen bin.

Ich sehe die Kleine vor mir, wie sie damals, als sie gerade sprechen konnte, an ihrem großen, gut aussehenden dunkelhaarigen Vater hing.

Wenn er abends von der Arbeit als Schreiner nach Hause kam, trat er mit diesem breiten Lächeln durch die Tür, von dem sie dachte, es sei nur für sie bestimmt. Freudig streckte sie ihm die Arme entgegen, und noch bevor ihre Patschhände die Bonbons oder die Schokolade zu fassen bekamen, die stets für sie in seiner Jackentasche versteckt waren, verlangte sie nach seiner Aufmerksamkeit. »Arm, Daddy, Arm«, drängte sie.

Über ihre Beharrlichkeit lachend, hob er sie schwungvoll hoch und wirbelte sie durch die Luft. Noch immer habe ich den Klang seiner Stimme im Ohr: »Du bist mein kleines Mädchen, nicht wahr, Sally?« Sie schlang die Arme um seinen Nacken und mochte es, von ihm gehalten zu werden.

Wie gern schnupperte sie seinen Duft, eine Mischung aus frisch gefällten Bäumen, Holzpolitur, Zigaretten und Rasierwasser, die seiner Haut, seinem Haar und seiner Kleidung anhaftete. Sie spürte seine raue Wange an ihrer und schmiegte sich an seine Brust.

»Hast du deinen Daddy lieb?«, fragte er dann und erhielt stets ein heftiges Nicken als Antwort. »Sag es!«, verlangte er, und sie sprach jene Worte aus, die er hören wollte.

»Ich hab dich lieb, Daddy.«

Das war, bevor ich anfing, mich vor ihm zu fürchten.

Kapitel 1

Die ersten sieben Jahre meines Lebens verbrachte ich in einem kleinen Ort im Norden Englands, wo die Kinder vom Frühling bis in den späten Herbst hinein draußen auf der Straße spielen und die Frauen vor den Geschäften stehen oder sich über den Gartenzaun lehnen und miteinander plaudern. Wenn der Oktober mit seinem feinen Nieselregen in den November überging und aus tiefgrauen Wolken Hagel oder Graupel niederprasselte, flohen wir Kinder auf der Suche nach Wärme in unsere Häuser. In den langen Monaten bis zum nächsten Frühling waren die Straßen öde und verwaist. Die Dunkelheit wurde lediglich unterbrochen vom flackernden Licht der Fernseher, das durch die Fenster der dämmrigen Zimmer fiel, sodass die kahlen Äste der Bäume sichtbar wurden.

Am frühen Abend verkündete das Geräusch zuknallender Autotüren die Ankunft der Männer, die von der Arbeit nach Hause zurückkehrten. Ihre zerbeulten alten Autos säumten die Straße, denn abgesehen von dem täglich einmal verkehrenden Bus und dem Fahrrad waren das die einzigen Beförderungsmittel in dieser ländlichen Region.

Das Haus, in dem ich geboren wurde, war ein Reihenhäuser mit drei Schlafzimmern und lag am Ortsrand in einer Siedlung mit Sozialwohnungen. Meine Eltern waren zehn

Jahre vor meiner Geburt dort eingezogen, und meine Mutter erzählte mir, dass es damals nach frischer Farbe und feuchtem Zement gerochen habe. Die kleinen Gärten, halbiert durch einen kurzen Betonweg, bestanden aus frisch aufgeschüttetem Ackerboden: Weder war dort Gras gesät, noch waren Sträucher oder Blumen gepflanzt worden.

Für viele der jungen Paare, die einen Schlüssel zu einer der Haustüren erhielten, war es das erste gemeinsame Zuhause. Sie hatten bisher bei den Eltern oder Schwiegereltern gewohnt und darauf gewartet, eine Sozialwohnung zu bekommen. Eines hatten all diese jungen Familien, die in diese Neubausiedlung zogen, gemeinsam, und das war Optimismus.

Als ich alt genug war, um den Unterschied zwischen unserem Haus und den anderen in der Siedlung zu erkennen, hatten die Jahre der Vernachlässigung bereits ihren Tribut gefordert. An den Fenster- und Türrahmen blätterte die Farbe ab, und während die Gärten unserer Nachbarn liebevoll gepflegt wurden, war unserer überwuchert mit struppigem Gras und vertrockneten Sträuchern. Der Wind trug Samen in den Garten, die sogar Wurzeln schlugen, aber schließlich verdorrten.

Abgesehen von den Phasen, in denen meine Mutter über schier unbegrenzte Energie zu verfügen schien, hingen unsere Gardinen vergilbt vor den Fenstern, während hinten im Garten Wäsche im Wind flatterte, die meine Mutter manchmal tagelang draußen auf der durchhängenden Leine ließ.

Als meine Eltern in das Haus einzogen, war mein großer Bruder Pete erst ein paar Monate alt, aber als ich groß genug war, um ihn bewusst wahrzunehmen, war er bereits ein wütender Teenager, der unser Zuhause mied und, wie es schien, auch mich.

Die Familie meines Vaters, die aus seinen drei Brüdern, deren Frauen und Kindern, seiner unverheirateten Schwester sowie meinen Großeltern bestand, lebte ebenfalls in dem Ort, und als ich klein war, hatte ich jede Menge Cousins und Cousinen unterschiedlichen Alters zum Spielen. Meine Mutter hatte nur eine Schwester, die 160 Kilometer von uns entfernt wohnte. An meine Großeltern mütterlicherseits kann ich mich nicht erinnern. Sie waren bereits mittleren Alters, als sie ihre beiden Töchter bekamen, und starben, als ich noch ein Baby war.

Jeden Sonntag traf sich unsere ganze Familie in der Kirche, die Männer in dunklen Anzügen und die Frauen in dazu passenden einfarbigen Jackenkleidern aus Perlon und mit einer bunten Mischung von Hüten auf den Köpfen. Die Kinder trugen ihre Sonntagssachen. Die kleinen Jungs erschienen in kurzen Hosen, gestärkten weißen Hemden, ihren Schulkrawatten und Blazern sowie mit ordentlich aus dem Gesicht gekämmten Haaren. Die Mädchen waren mit Rock, Bluse und Pullover herausgeputzt. Ich kann mich noch daran erinnern, dass ich je nach Jahreszeit entweder einen karierten oder einen pinkfarbenen Baumwollrock anhatte und dazu weiße Spitzensöckchen und schwarze Lackschuhe. Pete

trug eine lange graue Flanellhose und ein dunkelblaues Jackett.

Wenn meine Mutter in einem langen Flatterkleid aus bunter indischer Baumwolle in der Kirche erschien, unterschied sie sich von den anderen Frauen. Mit ihrem schimmernden, schulterlangen blonden Haar, das sie nicht unter einem Hut verbarg, dem Porzellanteint und dem schlanken Körper war sie in meinen Augen die hübscheste Mutter von allen. Ich mochte es, wenn sie neben mir saß und meine kleine Hand in ihrer hielt. Andererseits empfand ich so etwas wie Scham, wenn sie nicht mit uns in die Kirche kam. »Zu müde«, lautete eine ihrer Entschuldigungen oder sie fühle sich nicht wohl. Wenn wir ohne sie das Haus verließen, konnte ich dem angespannten Gesicht meines Vaters die nur mit Mühe unterdrückte Wut ansehen.

»Was glaubst du eigentlich, was es für einen Eindruck macht, wenn du nicht mitkommst?«, pflegte er sie zu fragen.

Aber sie zuckte dann nur mit den Schultern und erwiderte, dass es ihr egal sei. »Euren Sonntagsbraten bekommt ihr von deiner Mutter«, sagte sie gedankenverloren zu ihm. »Sie bekocht euch gern.«

Mein Vater stampfte dann aus dem Haus, und Pete und ich folgten ihm beklommen.

Wenn uns die versammelte Familie mal wieder ohne unsere Mutter kommen sah, stieß mein strenger Großvater einen Seufzer aus, und meine Großmutter, die mit

meinen Tanten, Onkeln, Cousins und Cousinen ungeduldig auf den Kirchenstufen auf uns gewartet hatte, schüttelte missbilligend den Kopf.

Bevor wir die Kirche betraten, um unsere Plätze einzunehmen, legte sie mir kurz die Hand auf die Schulter. Mit dieser Geste wollte sie mir versichern, dass sie nicht böse auf mich war.

Ich war noch zu klein, um die Texte der Kirchenlieder lesen zu können, kannte aber die Verse der bekanntesten Choräle auswendig und sang begeistert mit. Ich fühlte mich wohl in der Kirche mit ihren hohen Gewölbebögen und den bunten Glasfenstern, und ich mochte die reinen Klänge der Orgel und des Chors, aber die Predigt langweilte mich stets. Sie ergab für mich keinen Sinn und schien endlos zu dauern. Ich versuchte, nicht herumzuzappeln, aber das Stillsitzen fiel mir schwer. Pete langweilte sich offenbar ebenfalls und wollte mich zum Kichern bringen, indem er lustige Grimassen schnitt. Wenn mein Vater das mitbekam, warf er Pete einen strengen Blick zu. Dann schlug mein Bruder die Augen nieder und lehnte sich in der Kirchenbank schweigend zurück.

»Ihr kommt zum Mittagessen besser mit zu mir«, sagte meine Großmutter jedes Mal, wenn meine Mutter nicht zum Gottesdienst erschienen war. Ihr ungeschminkter Mund verzog sich missbilligend, weil ihre Schwiegertochter die hausfraulichen Pflichten vernachlässigte. Dann schnaubte sie laut und fügte hinzu: »Ich bezweifle, dass Laura gekocht hat.«

Das hatte sie in der Tat nicht, und da die Männer in unserem Ort es schon als Leistung ansahen, wenn sie sich selbst Tee kochten, würde mein Vater uns wohl kaum etwas zum Mittagessen zubereiten.

Das Sonntagessen meiner Großmutter variierte nur selten.

»Männer brauchen bei jedem Wetter einen anständigen Braten«, behauptete sie stets.

Unabhängig von der Jahreszeit, stellte sie also ein großes Stück Roastbeef vor meinen Großvater, damit er es tranchierte. Der Tisch war gedeckt mit Schüsseln voller Zwiebelsoße, Röstkartoffeln, verschiedener Gemüsesorten und einer Platte mit goldgelbem Yorkshire-Pudding. Die Teller wurden vollgeladen, man wurde angehalten nachzunehmen, und als Nachtschisch reichte meine Großmutter große Stücke Apfelkuchen oder mit Streuseln überbackene Früchte und Vanillesoße herum.

Ich war gern im Haus meiner Großmutter, wo die köstlichen Düfte aus der blitzsauberen Küche einem das Wasser im Mund zusammenlaufen ließen. Bei ihr wurde immer viel Aufhebens um mich gemacht. Nur die verächtlichen Bemerkungen über meine Mutter hörte ich nicht gern.

»Sie fühlt sich also wieder mal unwohl«, hörte ich meine Tante zu meinem Vater sagen, bevor meine Großmutter sie ermahnen konnte, nicht in meiner Gegenwart darüber zu sprechen.

Es folgte ein tadelndes Schnauben, bis meine Groß-

mutter ihre Gedanken nicht länger für sich behalten konnte. »Ich würde gern wissen, was Laura in ihrem Leben falsch gemacht hat, dass sie sich so sehr selbst bedauern muss.« Dann wandte sie sich ihrem Sohn zu und fuhr fort: »Du hast einen guten Job – bei den vielen neuen Häusern, die in der Gegend gebaut werden, gibt es für einen Schreiner immer Arbeit. Ihr wohnt in einem schönen Haus und habt zwei entzückende Kinder. Es mangelt ihr an nichts, oder? Was ihr fehlt, ist ein bisschen Strenge. Du bist zu gutmütig, David. Und sie ist für Pete und Sally ein schlechtes Vorbild.«

Die schweren Depressionen, unter denen meine Mutter litt, stießen auf wenig Verständnis. Manisch-depressiv, wie man es zu der Zeit meistens nannte, war keine anerkannte Krankheit, und wenn meine Mutter ihre »schlechten Tage« hatte, konnte sie bei den weiblichen Verwandten meines Vaters nicht mit Anteilnahme rechnen. Die Emanzipation der Frauen mag ja in den 60er-Jahren begonnen haben, aber an die Türen des Arbeiterstädtchens im Norden Englands hatte sie noch nicht geklopft. Wie zuvor ihre Mütter, so übten auch diese Frauen keinen Beruf aus. Stattdessen sahen sie ihre Rolle im Leben darauf beschränkt, das Haus sauber zu halten, leckeres Essen zu kochen und die Kinder auf dieselbe Weise zu erziehen, wie sie erzogen worden waren. Die Unfähigkeit meiner Mutter, diese Aufgaben kontinuierlich zu verrichten, war verpönt, und ihre Stimmungsschwankungen wurden als Faulheit und Undankbarkeit abgetan.

An den Sonntagen, die mein Vater als die »Tage des Herrn« bezeichnete, durften wir nicht auf der Straße oder dem Spielplatz spielen. »Das ist dem Herrn gegenüber respektlos«, konstatierte mein Vater streng. Sobald das Mittagessen beendet war, saß ich deshalb mit meinen Malbüchern im Wohnzimmer auf dem Fußboden oder sah mir einen alten Schwarz-Weiß-Film im Fernsehen an. Von Zeit zu Zeit wanderte mein Blick sehnsüchtig zum Fenster. Ich konnte andere Kinder draußen auf der Straße spielen hören und wünschte, dabei zu sein. Aber ich wusste, dass alles Bitten und Betteln nichts half, mein Vater würde es mir nicht erlauben.

Wenn wir abends heimgingen, empfing uns oft ein dunkles Haus. Meine Mutter war auf dem Sofa eingeschlafen, und das Feuer im Ofen, das mein Vater morgens angezündet hatte, war längst erloschen.

Kapitel 2

Bei uns zu Hause waren Gebrüll und Geschrei, gefolgt von dumpfem Schluchzen, an der Tagesordnung. Streitereien zwischen meinen Eltern hatten für mich den Anstrich von Normalität. Wenn mein Vater mit dem konfrontiert wurde, was er für die eingebildeten Krankheiten seiner Frau hielt, bemühte er sich nur selten, seine Ungeduld zu verbergen. Seine Stimme wurde laut und lauter, und er brüllte immer wieder: »Jetzt rei dich zusammen, Laura!« Aber genau dazu schien meine Mutter manchmal tagelang nicht in der Lage zu sein.

Im Alter von etwa drei Jahren bekam ich mit, dass die von meiner Mutter sogenannten »dunklen Tage« sie zum Weinen brachten, aber ich fragte nie nach dem Grund für ihre Tränen. Ich weiß noch, wie sehr mich ihr Weinen und die Frustration meines Vaters ängstigten. Nachts, wenn ihre wütenden und verzweifelten Stimmen die Treppe hinauf bis in mein Zimmer getragen wurden, lag ich in meinem Bett, stopfte mir die Finger in die Ohren und betete, sie würden aufhören zu streiten.

Mit vierzehn war Pete ein schlaksiger, launischer und störrischer Teenager, mit einer hohen Quietschstimme im Wechsel mit einem tiefen Bass. Wenn das Gesicht meines Vaters vor Wut rot anlief und er losbrüllte, warf mein Bruder ihm einen zornigen Blick zu und stürmte aus dem

Haus. Das Zuschlagen der Haustür war für ihn die einzige Möglichkeit zu zeigen, wie aufgebracht er war. Ich wünschte, ich hätte ihm folgen können, aber dafür war ich zu klein. Stattdessen rollte ich mich noch fester zusammen und wartete verängstigt darauf, dass das Geschrei endlich verstummte.

Im Laufe der Jahre sind die Erinnerungen an meine Mutter zu einer großen Collage verschmolzen, die vor meinem geistigen Auge auftaucht, wenn ich an damals zurückdenke. Manche Bilder sind verschwommen, als wären sie mit der Zeit verblasst, andere sind immer noch deutlich und klar. Ich kann die Bilder nicht mehr in eine zeitliche Reihenfolge bringen, aber ich weiß, dass alle Erinnerungen an meine Mutter auf die Zeit zurückgehen, bevor ich sechseinhalb Jahre alt war.

Das weiß ich so genau, weil das der Zeitpunkt war, an dem sich alles änderte.

Schon als kleines Kind lernte ich, die extremen Stimmungsschwankungen meiner Mutter zu erkennen: Ein warmes Lächeln, das mich beim Aufwachen empfing, verhiess einen guten Tag.

»Aufstehen, du kleiner Faulpelz«, sagte sie und kitzelte mich am Bauch.

An ihren guten Tagen bürstete sie mein hellblondes Haar. »So wunderschöne Haare – du darfst sie niemals abschneiden«, sagte sie, während sie es mir aus dem Gesicht strich und mit einer schwarzen Samtschleife zum Zopf band.

»Es ist wie deins, nur heller«, antwortete ich, denn das Haar meiner Mutter hatte die Farbe von reifem Korn im Spätsommer.

»Mein Haar ist nicht so schön«, widersprach sie. Behutsam zog sie mich an und nahm mich zum Frühstück mit hinunter.

Ich sehe sie noch vor mir an ihren guten, hellen Tagen, in ihrem langen Baumwollhemd und der selbst gehäkelten rotschwarzen Weste. Wie sie sich in einem Anfall von Aktionismus das schulterlange Haar hinter die Ohren strich und das Haus vom Dach bis zum Keller blitzblank putzte. Ihre grünen Augen funkelten vor Lebensfreude, während sie die Betten frisch bezog, die Teppiche saugte, die Fenster putzte und die Gardinen wusch, die von den vielen Zigaretten, die sie rauchte, gelblich verfärbt waren. Überall roch es nach Bleichmittel und Politur. Verstreut herumliegende Kissen wurden ordentlich auf der Dralon-Polstergarnitur verteilt, alte Zeitschriften und Tageszeitungen aussortiert und überall aufgeräumt, bis nichts mehr herumlag.

An jenen Tagen waren wir beide allein, bis mein Bruder aus der Schule und mein Vater von der Arbeit nach Hause kamen. Sobald die Hausarbeit erledigt war, spielten wir etwas oder saßen auf dem Sofa, ich im Arm meiner Mutter, und sie las mir vor. Noddy und sein Freund Big Ears erwachten für mich ebenso zum Leben wie Schneewittchen und die sieben Zwerge. Manchmal dachte sich meine Mutter selbst Geschichten aus, in

denen ich die Heldin war. Darin begegnete ich Feen, freundlichen Drachen und lachenden Riesen, und es waren diese Geschichten, die ich am meisten liebte.

An anderen guten Tagen verbrachten wir den ganzen Nachmittag mit Malen und Zeichnen. Meine Mutter legte große Malbücher auf den Tisch und band mir zum Schutz meiner Kleidung eine Schürze um. Während ich mich darin vertiefte, leuchtende Farben auf dem Papier zu verteilen, backte sie oft Kuchen oder Plätzchen und gab mir die Rührschüssel zum Auslecken. Aus den Augenwinkeln behielt ich die ganze Zeit über den Backofen im Auge. Ich wusste, dass sie mir den ersten Keks geben würde, sobald er kalt genug war.

Es gab Zeiten, da raste meine Mutter durch verschiedene Geschäfte, um Zutaten zu kaufen, weil sie in einer Zeitschrift ein neues Rezept entdeckt hatte und erpicht darauf war, es auszuprobieren. Kaum war sie wieder zu Hause, dauerte es nicht lange, und der Tisch war bestückt mit zahlreichen Schüsseln, das Gemüse fachgerecht gewürfelt, das Fleisch aufgeschnitten und die Sahne geschlagen.

»Sally, wir müssen den Tisch ordentlich decken«, sagte sie nach ihren seltenen frenetischen Kochorgien.

Sie holte das Tafelgeschirr, ein Hochzeitsgeschenk, aus dem Schrank und spülte es. Außerdem förderte sie kleine Silbergegenstände, einen Krug, ein paar Löffel und einen Salzstreuer, zutage, und mir wurde die Aufgabe übertragen, Silberpolitur auf ein Tuch zu geben und damit die

Flecken abzureiben, die sich seit der letzten Benutzung gebildet hatten. Ich mochte das Gefühl der grobkörnigen, rosafarbenen Paste an meinen Fingern, und nach der Säuberung bewunderte ich das Schimmern jedes einzelnen Stücks. Wenn mein Vater an diesen Abenden das Haus betrat, breitete sich sogleich ein Lächeln auf seinem Gesicht aus, und er lobte, wie sauber alles sei und wie köstlich es dufte. Sogar Pete setzte sich dann an den Tisch und aß mit uns, statt wie sonst mit dem Abendbrot in seinem Zimmer zu verschwinden, weil er angeblich noch Hausaufgaben machen musste. Meine Eltern wirkten entspannt, und es schien, als wären wir eine ganz normale Familie. An den guten Tagen meiner Mutter war ich glücklich. Sie war die Mutter, die ich mir wünschte, und für kurze Zeit konnte ich mir einreden, dass dieses Intermezzo anhalten würde – was es jedoch nie tat.